

Thomas Hürlimann über das Kreuz

Die Anwesenheit des Abwesenden

Interview / von Jan-Heiner Tück / 10.5.2016, 05:30 Uhr

Verschwindet das christliche Kreuz von der Bildfläche säkularer Gesellschaften? Was bedeutet es überhaupt noch? Der Theologe Jan-Heiner Tück konfrontiert sich mit dem Schriftsteller Thomas Hürlimann.

Herr Hürlimann, Sie werden demnächst die Wiener Poetik-Dozentur «Literatur und Religion» bespielen. Welchen Akzent wollen Sie setzen?

Mein Akzent ergibt sich aus der Beobachtung, dass die Kreuze sinken. Noch in meiner Jugend war ihre Präsenz selbstverständlich – das ist vorbei. Die EU verbannt sie aus den offiziellen Räumen, und sogar Theologen weichen vor der Provokation der Passion Christi mehr und mehr zurück. In so einem Fall schlägt die Stunde der Literatur. Was Religion und Theologie aufgeben, wird über Nacht zum literarischen Topos.

Das ist eine starke These, dass die Theologie das Kreuz aufgibt. Woran machen Sie das fest?

Im Jahr 2000 wurde vor der Klosterkirche Einsiedeln meine Fassung von Calderóns Welttheater gespielt. In einem Zwischenspiel hing der

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG.
Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.

Tod am Kreuz. Diese Szene löste eine Kontroverse aus. Der Regisseur Volker Hesse und ich wurden der Blasphemie bezichtigt, und erstaunlicherweise waren gerade aufgeklärte, moderne Katholiken unsere überzeugtesten Gegner. In den Diskussionen merkte ich: Sie lehnten das Kreuz überhaupt ab – teilweise als «masochistische Phantasie». Nicht der Karfreitag, Ostern stand für diese Leute im Zentrum ihres Glaubens. Pater Gebhard, der Bibliothekar des Klosters, ein alter, weiser Mönch, hat dann das Bild des gekreuzigten Todes verteidigt. «Am Kreuz stirbt der Tod», sagte er.

Der Klosterbibliothekar hat seinen Augustinus gelesen, der einmal notiert: «In morte Christi mors mortua est – mit dem Tod Christi stirbt der Tod selbst.» Aber zurück zu Ihrer These, dass die Leerstellen, die in der Theologie unbearbeitet bleiben, von der Literatur neu besetzt werden. Wie sieht die Neubesetzung aus?

Klar, das Kreuz ist noch da, aber das Verhältnis der Gesellschaft zu diesem Zeichen hat sich gewandelt. Vermutlich liegt es daran, dass es ein Todeszeichen ist. Wie das Mittelalter den Teufel gefürchtet habe, sagt der Schriftsteller Reinhold Schneider, fürchte die Neuzeit den Tod. Ich habe eine längere Zeit im Krankenhaus hinter mir. Ein Wort habe ich dort nie gehört, das Wort «Tod». Aber er ist ja nicht verschwunden, er wird nur verschwiegen, und die Literatur wäre keine mehr, wenn sie nicht erzählen würde, was uns widerfährt.

Sie selbst haben erfahren müssen, was es heisst, der modernen Apparatedizin rückhaltlos ausgeliefert zu sein. Ihre Genesung haben Sie im Licht der Geschichte von der Auferweckung des Lazarus eindrucksvoll beschrieben. Jetzt rücken Sie die

Kreuzigung ins Zentrum – warum?

Vorweg: Ich habe mit der modernen Medizin gute Erfahrungen gemacht. Man wird über alle Vorgänge genau informiert, die Ärzte sind voller Verständnis, das Pflegepersonal könnte nicht angenehmer sein. Dennoch fühlt man sich als Patient oft in mythische Dimensionen versetzt, die unendlich viel grösser sind als der gewohnte Alltag. In der Radioonkologie zum Beispiel kommt man sich wie in der Unterwelt vor und beim Erwachen auf einer Intensivstation wie der ins Licht torkelnde Lazarus. Mir halfen die Bilder aus der antiken Mythologie und aus der Bibel, um das Grosse dieser Erlebnisse zu erfassen. So wurde mir im Spital bewusst, dass mit Lazarus die Passion beginnt. Im Moment, da Jesus einen Toten zum Leben erweckt, erweist er sich als Messias – vorher war er höchstens einer von zahlreichen Wunderrabbis. Lazarus hingegen war die Aufhebung der Naturgesetze. Die alte Ordnung ahnte, was ihr bevorstand, und beschloss sofort, sich zu wehren. Als der Ruf durch die Lande ging, der Messias sei da, bedeutete das für Jesus das Todesurteil. Die Erweckung geschah am Tag vor dem Palmsonntag, Bethanien liegt vor Jerusalem, das heisst: Der Kalvarienberg mit dem Kreuz erhebt sich zwischen zwei leeren Grabhöhlen, jener von Lazarus und jener von Jesus.

Sie haben sich mit Tod und Sterben seit Ihrer ersten Erzählung, «Die Tessinerin», beschäftigt. Aber das Kreuz selbst kommt in Ihrem Werk bis jetzt kaum vor. Was fasziniert Sie an diesem Zeichen?

Peter Handke sagte in einem Interview, dass der Verkehrskreisel die Sinnkrise der Gegenwart sichtbar mache. Wie recht er hat. Der Kreisel ersetzt eine Kreuzung. Vielleicht muss man das Kreuz aus seiner

Abwesenheit erklären.

«Das Gefühl für den leidenden Christus wappnet mich mit Zorn gegen die Vernünftler», heisst ein anderes Wort von Handke, das gegen eine bestimmte Theologie gemünzt ist. Aber was ist es genau, was fehlt, wenn das Kreuz fehlt? Die Semantik des Kreuzes ist ja vielschichtig . . .

Ich gehe von zwei Weisen der literarischen Darstellung des Passionsgeschehens aus. Die erste gibt jede Distanz auf: Sie ist eine Verkörperung des leidenden Christus. Diese Variante lässt sich an Nietzsche aufzeigen. Seine vorletzte Schrift heisst «Ecce homo», und sein Abschied an den Freund Peter Gast ist eine Nachricht aus dem weiten Land des Wahns; in der Ausgabe der Briefe, die Gast selbst herausgegeben und kommentiert hat, lautet sie: «Meinem maestro Pietro. Singe mir ein neues Lied: die Welt ist verklärt und alle Himmel freuen sich. Der Gekreuzigte.» Die andere Variante ist das Gegenteil der Distanzlosigkeit – sie rückt das Geschehen in eine gewisse Ferne. Zu diesem Mittel greift Michael Köhlmeier in seinem schönen Buch «Der Menschensohn. Die Geschichte vom Leiden Jesu». Bei ihm ist Thomas, die erzählende Hauptfigur, auf dem Kalvarienberg gar nicht dabei und muss sich auf die Berichte von Augenzeugen verlassen. Wir bleiben als Leser am Fuss der Schädelstätte zurück. So wird das Kreuz erhöht und in eine Entfernung gerückt, die, mit Martin Heidegger gesprochen, die Ferne ent-fernt. Indem wir das Geheimnis erkennen, beginnen wir zu erahnen, was es verbirgt.

Mit dem Kreuz ist der kirchliche Antijudaismus eng verzahnt. In Ihrem Roman «Fräulein Stark» erzählen Sie, wie der

Stiftsbibliothekar von St. Gallen seine jüdische Herkunft unter der Soutane versteckt. Jeden Nachmittag um drei kniet er unter einem grossen Kruzifix und verflucht die Juden, dass sie den Messias gekreuzigt haben.

Der Stiftsbibliothekar und Prälat ist ein Konvertit – und Konvertiten übertreiben. Wahrscheinlich müssen sie das tun, denn unter der neuen Religion steckt ja noch die alte, die man verlassen hat. Im Prinzip steckt das ganze Christentum in dieser Situation. Zu Anfang des letzten Jahrhunderts gab es immer wieder Versuche, vor allem von protestantischer Seite, den Nachweis zu erbringen, dass Jesus keine jüdischen Wurzeln habe. Und erst letzthin ist die Frage aufgeworfen worden, ob das Christentum nicht auf das Alte Testament verzichten könne. – Tatsächlich wäre es eine Art Spaltungs-Irrsinn, den Gott des Alten Testaments ausmerzen zu wollen. Dieser Gott ist uns fremd, aber ohne ihn ist sein Sohn nicht denkbar, auch nicht der Schrei am Kreuz. Insofern kämpft der Stiftsbibliothekar einen Kampf, in den das Christentum durch alle Jahrhunderte verwickelt war – gegen die eigene Herkunft. Das ist der Ur-Sprung, der Riss.

**Von Botho Strauss gibt es dazu eine abgründige Aufzeichnung:
«Da nun die Juden in Christus das Urbild ihrer Leiden erkannten,
mussten sie sich diesem Bild verweigern, um inniger seiner
Substanz teilhaftig zu werden.»**

Ein sehr protestantisches Wort: durch die Verweigerung des Bildes der Substanz teilhaftig werden. Auf unserem nächsten Spaziergang werde ich ihm sagen, dass für einen Katholiken und Platoniker wie mich die Substanz immer auch im Bild ist, vor allem im Urbild des Kreuzes.

Ernst Jünger zitiert in den «Sgraffiti» Léon Bloys Bemerkung, es komme

gar nicht darauf an, dass Christus gerade ans Kreuz geschlagen worden sei. Er hätte auch mit dem Schwert hingerichtet werden können, dann würde das Zeichen das gleiche geworden sein. Hätte man ihn gesteinigt, wäre Christus mit zum Kreuz ausgebreiteten Armen gestorben. Jünger: Durch den Querstrich «wird die Senkrechte als Symbol der Macht gebrochen; das Leid tritt hinzu; die neue Erhöhung liegt in der Minderung». Jedes Leid, heisst das, ist eine Durchkreuzung: eine Erhöhung und eine Erniedrigung.

Im «Grossen Kater» lassen Sie den Schweizer Bundespräsidenten zum spanischen König sprechen: «Im Sterben meines Sohnes offenbart mir Gott seine Abwesenheit.» Dieser Satz durchkreuzt die Bedeutung des Wortes Offenbarung. Offenbarung ist ja ein Ereignis, in dem das Heilige nahekkommt. Hier ist es umgekehrt . .

•
Bei Meister Eckhart ist Gott dem Nichts gleichgesetzt. Dieses Nichts deduziert Eckhart aus der Fülle des Vorhandenen. Etwas Ähnliches will der Guru zeigen, wenn er über glühende Kohlen wandelt. In der «Gegenwendigkeit» ist das Nicht-Seiende, Gott, zum Sein des Meisters geworden, und zwar so sehr, dass das Seiende, etwa glühende Kohlen, für den Guru nicht mehr existiert. So hat es auch Teresa von Avila erlebt. Indem sie eintaucht in die göttliche «Glutpfanne», kann ihr das Irdische nichts mehr anhaben, sogar die Schwerkraft ist für sie aufgehoben. Etwas von dieser Gegenwendigkeit meint wohl der grosse Kater. Die Glutpfanne ist das Sterben seines Sohnes. Für ihn, den Kater, ist das Sterben ein Krepieren, ein grausamer Akt, kein Verenden in Frieden und Schönheit. Das hält er nicht aus, und so hört er seinem eigenen Schrei ex profundis an, dass es in der Ferne einen

Angeschrien geben muss. Der Angeschriene ist ein Niemand. Abwesenheit, Schweigen. Und doch, wie Botho Strauss sagen würde, eine «-barung». Aus dem Nichts erreicht den Menschen in profundis ein Schweigen, dem er Gott entnimmt. Als 18-jähriger Klosterschüler fragte ich meinen Physiklehrer Pater Kassian Etter, was Transzendenz sei. Er steckte sich eine Zigarette in den Mundwinkel – Humphrey Bogart in der Kutte. Dann runzelte er die Stirn und meinte: «Das Gespür für die Anwesenheit des Abwesenden.» Jahre später erinnerte er sich an die Frage des Schülers und erzählte mir, wie er auf einer Wanderung im Gebirge vor einem verkohlten Wegkreuz, in das der Blitz eingeschlagen hatte, den abwesenden Christus als anwesend erfahren habe. Man sieht nicht den Blitz, aber in der Zerstörung ist der Feuerschlag aus dem Himmel da.

Das Kreuz führt ja zu einer Revolution des Gottesbegriffs, es durchkreuzt eine Theologie, die auf Hoheitsattribute – Allmacht, Unveränderlichkeit, Apathie – abhebt. Der Verlassenheitsschrei des Gekreuzigten schreibt den Gottesverlust in Gott selbst ein – das könnte ein Ansatzpunkt für Zweifler und Atheisten sein, oder?

Dazu möchte ich aus «Meister und Margarita» von Michail Bulgakow zitieren: «Ja, ein anderer Gott hätte niemals zugelassen, dass ein Mensch wie Jeschua am Kreuz von der Sonne verbrannt würde. «Geirrt habe ich mich!», schrie Levi völlig heiser. «Du bist ein Gott des Bösen! Oder sind deine Augen vom Qualm der Räucherpfannen im Tempel vernebelt und deine Ohren unfähig geworden, etwas anderes zu hören als die Posaumentöne der Priester? Du bist kein allmächtiger Gott. Ein finsterer Gott bist du! Ich verfluche dich!» [. . .] Dann wurde es immer

dunkler. Die Wolke überzog schon den halben Himmel und eilte gen Jerschalaïm.» In der Tat, da wird es dunkel. Aber nur aus diesem Dunkel kann das Osterlicht kommen.

Prof. Dr. Jan-Heiner Tück lehrt am Institut für Systematische Theologie der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Wien. Er hat eine Poetikdozentur zum Thema Literatur und Religion initiiert, in deren Rahmen zuerst Sibylle Lewitscharoff sprach. Weitere Termine: 31. Mai: Thomas Hürlimann («Der Club der Atheisten»); 16. Juni: Nora Gomringer («Man sieht's. Gott zwischen den Zeilen der Nora G.»). Details: <http://dg-ktf.univie.ac.at/poetik/>.